

## **Predigt zum 1. Sonntag nach Trinitatis**

Liebe Gemeinde,

zu schön um wahr zu sein! Das kam mir als erstes in den Sinn, als ich den Predigttext für heute las.

Zu schön um wahr zu sein. Das geht doch alles nicht. Und dann kommen lauter Abers...

Hören wir aus der Apostelgeschichte 4, 32 - 37 in der Übersetzung der Guten Nachricht

*All die vielen Menschen, die zum Glauben an Jesus gefunden hatten, waren ein Herz und eine Seele.*

*Niemand von ihnen betrachtete etwas von seinem Besitz als persönliches Eigentum; alles, was sie besaßen, gehörte ihnen gemeinsam.*

*Mit großer Kraft und bestätigt durch Wundertaten bezeugten die Apostel Jesus als den auferstandenen Herrn, und für alle sichtbar lag großer Segen auf der ganzen Gemeinde.*

*Es gab unter ihnen niemand, der Not leiden musste. Denn die in der Gemeinde, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften sie, wenn es an etwas fehlte, brachten den Erlös herbei und legten ihn vor den Füßen der Apostel nieder. Das wurde dann unter die Bedürftigen verteilt.*

*So machte es auch Josef, ein Levit aus Zypern, den die Apostel Barnabas nannten, das heißt »der Mann, der anderen Mut macht«. Er verkaufte seinen Acker, brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.*

Zu schön, um wahr zu sein!

*Niemand betrachtete etwas von seinem Besitz als persönliches Eigentum.* Das ist sogar eine ganz schöne Zumutung.

*Und alles, was sie besaßen gehörte ihnen gemeinsam.* Wir Christen als große Eigentümergeinschaft? Dieser Text fordert uns heraus, er stellt Fragen. Wir können ihn nicht eins zu eins übertragen, aber wir können uns von ihm fragen lassen.

Fragen, wie wir es mit dem persönlichen Besitz halten; fragen, wie alle Menschen das bekommen, was sie zum Leben brauchen; fragen, wie wir diese Welt sehen und wahrnehmen mit ihren Herausforderungen und Problemen; fragen, welche Perspektiven wir haben und suchen.

In der Apostelgeschichte gibt es immer wieder spannende Geschichten, die zeigen, dass die Urchristenheit sehr wach und sehr sensibel ihre Umwelt wahrgenommen hat. Und dass sie versucht haben auf die Fragen zu reagieren und nach Antworten zu suchen. Von Fall zu Fall.

Zunächst also: Der Blick auf die Situation:

Es waren viele, sehr unterschiedliche Menschen, die damals zur Gemeinde gehörten. Da gab es große Unterschiede: die einen gebildet und weltläufig, die anderen aus einfachen Verhältnissen. Die einen wohl situiert ohne große Existenzsorgen, die anderen so arm, dass sie nicht wussten, wie sie über die Runden kommen sollten. Und dazwischen natürlich die ganze Bandbreite einer Stadtgesellschaft: Akademiker, Schriftgelehrte, Fischer, Handwerker, angelernte Arbeiter, Tagelöhner, alteingesessene Jerusalemer und Neuzugezogene, wie Petrus. Er stammte ja aus der tiefsten Provinz aus Galiläa wie auch ein Teil der Jesusfreundinnen und Freunde, die nach Tod und Auferstehung Jesu in Jerusalem geblieben waren.

Und dann war da in Jerusalem auch immer ein internationales Publikum: Das wird bei der Pfingstgeschichte deutlich: Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien, Judäa und Kappadozien, Pontus und der Provinz Asia, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Römer...

Und dann bemerkt man in dieser so unterschiedlichen Gemeinde: Es gibt welche, die Not leiden. Die Gemeinde nimmt sich wahr, sieht hin und reagiert.

So suchte man nach einer Lösung. Wie kann man da unterstützen? Wie kann dafür Sorge getragen werden, dass jede und jeder das Nötigste bekommt?

Wenn etwas fehlte, dann verkauften die, die etwas hatten, Grundstücke, Häuser und dann wurde geholfen. So musste niemand Not leiden. Man orientierte sich an dem, was jeder und jede nötig hatte.

Man hat also nicht grundsätzlich auf Eigentum verzichtet und alles gemeinsam kollektiv verwaltet, sondern man hat von Fall zu Fall etwas eingebracht, das durchaus auch mit Augenmaß. Die, die etwas hatten, brachten das ein, wenn etwas fehlte.

Es beeindruckt, wie das funktionierte. Und es hatte auch große Auswirkungen: *„Für alle sichtbar lag großer Segen auf der ganzen Gemeinde.“* Fast schon ein wenig kitschig heißt es: *„Sie waren ein Herz und eine Seele.“*

Wir müssen uns vorstellen, dass diese Urgemeinde alles andere als etabliert und eingerichtet war. Da gab es noch keine Strukturen, keine Organisationsformen, keinen Kirchenvorstand und auch keine kirchenleitenden Organe. Apostel gab es, wie Petrus. Sie bezogen ihre Autorität aus der Gefolgschaft zu Jesus.

Klar war die Botschaft: Sie bezeugten Jesus als den auferstandenen Herrn. Sie taten Wunder. Das hatte Strahlkraft. Und dann gab es da noch die Erwartung, dass Jesus wiederkommen würde, vielleicht nicht heute, aber doch bald noch zu Lebzeiten und dass es dann eine neue Welt geben würde ohne Leid, Schmerz und Krieg. Was sollte man sich da noch ans Alte klammern?

Das alles wird sich im Laufe der Zeit ändern. Die Herausforderungen werden andere, damit auch die Fragen, also auch die Antworten. Die Gemeinde wird größer werden, es braucht Strukturen. Zu den Aposteln kommen Diakone für die sozialen Aufgaben, Paulus wird später anfangen viele Gemeinde zu gründen, also muss man dafür sorgen, dass Verbindungen aufgebaut und erhalten werden, so schreibt er Briefe und bleibt in Kontakt. Presbyter, heute würde man sagen Kirchenvorstände, werden eingesetzt. Lösungen von Fall zu Fall.

Schön, werden sie sagen, jetzt haben wir ein paar nette Dinge über die Urgemeinde erfahren, so wirklich hat das ja mit uns nichts zu tun, wir sind eben ein anderer Fall, eine andere Zeit.

Ja, wir sind ein anderer Fall. Doch es lohnt sich für uns gut hinzusehen, genau zu analysieren und Konsequenzen zu ziehen.

Wir können uns von der Urgemeinde etwas zumuten lassen. Von ihren Antworten, die sie gefunden haben.

Wir leben in einer sehr bunten und vielfältigen Welt, global vernetzt. Das merken wir in diesen Zeiten. Armut und Reichtum, das ist in unserem Land ein Problem und weltweit. Und die Pandemie Corona trifft die umso härter, die unter Armut leiden, bei denen es nicht einmal sauberes Wasser zum Händewaschen gibt oder Seife und Desinfektionsmittel. Hygiene ist für die, die mehr haben, einfacher zu organisieren. Wir leben in einem Staat, der über viele Ressourcen verfügt, um Menschen zu unterstützen. Weltweit sind wir als reiches Land gefragt, und bei uns sind die gefragt, denen es gut geht, die jenseits von Existenzsorgen trotz dieser Pandemie leben können.

Wie ist das also mit unserem Verhältnis zum Eigentum? Woran klammern wir uns? Muss etwas Neues immer größer, schneller und teurer sein, als das Alte? Und muss es erst einmal über den ganzen Erdball geschafft werden? Die Wiederentdeckung des Regionalen ist vielleicht etwas Gutes aus dieser Krise und bleibt hoffentlich darüber hinaus.

Und ist es nicht auch gut, wenn wir für schwierige Zeiten etwas zurücklegen und Rücklagen bilden? Wird es gelingen solidarisch aus dieser Krise herauszukommen hier bei uns, in Europa und weltweit? Wie können die, die Überfluss haben, ihren Beitrag leisten, also im übertragenen Sinn etwas verkaufen? Was heißt das z.B. für ein Steuersystem?

Was bedeutet es, wenn wir uns an dem orientieren, was nötig ist? Da gehört eben nicht nur das Überleben dazu, sondern auch Kunst und Kultur, Musik, Gesang, Theater.

„Was nötig ist“ Das heißt für mich auch über den eigenen Tag hinauszudenken. Auch die Generationen nach uns werden etwas brauchen. So war der Klimawandel in der Urgemeinde sicher nicht im Blick, aber wir sollten ihn in den Blick nehmen und im Blick behalten. Auch Generationen nach uns wollen leben und brauchen das Nötigste.

Wir sind eben ein besonderer Fall mit eigenen Fragen, Herausforderungen und Antwortversuchen. Sie merken: Ich stelle viele Fragen, die Antworten müssen wir zusammen suchen.

Liebe Gemeinde,

die Zumutung unseres Predigttextes besteht nicht darin, ihn 1 zu 1 zu übernehmen, aber sie besteht darin, ob wir die Fragen, die er aufwirft, ernst nehmen, ob wir uns in Frage stellen lassen und ob wir bereit sind nach Antworten zu suchen.

Wir können vielleicht nicht die ganze Welt retten. Aber wir können uns fragen lassen, was wir bereit sind zu teilen. Und wirkliches Teilen hat ja auch mit Loslassen zu tun, eigene Sicherheiten aufgeben. Wir können mithelfen, dass ungerechte Strukturen geändert werden. Wir können eintreten für die, die Not leiden. Dazu braucht es nicht nur Zeit und Geld. Dazu braucht es Vertrauen. Vertrauen, dass die Gemeinschaft trägt, dass ich nicht alles absichern kann und muss. Vertrauen, dass da noch ein anderer für

mich, für uns sorgt. Unser Glaube verändert uns und unsere Perspektive. Es ist das Vertrauen auf Gott, der uns begleitet und der es gut mit uns meint, es ist das Vertrauen auf Jesus Christus, den auferstandenen Herrn, es ist das Vertrauen auf die Heilige Geistkraft, die uns in Bewegung setzt.

In einem Lied heißt es:

1. Wo ein Mensch Vertrauen gibt, nicht nur an sich selber denkt, fällt ein Tropfen von dem Regen, der aus Wüsten Gärten macht.
2. Wo ein Mensch den andern sieht, nicht nur sich und seine Welt, fällt ein Tropfen von dem Regen, der aus Wüsten Gärten macht.
3. Wo ein Mensch sich selbst verschenkt und den alten Weg verlässt, fällt ein Tropfen von dem Regen, der aus Wüsten Gärten macht.

*Und niemand musste Not leiden* – ja, da blühen Gärten auf, da wird aus Wüsten gutes Land. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.  
Amen.

Pfarrerin Kerstin Willmer